

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Noch ehe der Graf das Paar erreichen konnte, war es auf ihn aufmerksam geworden. Er sah, wie seine Gemahlin stehend die Hände erhob, als beschwöre sie den Fremden, sich zu entfernen, und wie dieser wirklich ihren Bitten Gehör schenkte und sich in dem Gewühl verlor, gerade als es dem Grafen endlich gelungen war, bis zu seiner Gemahlin vorzubringen.

Jetzt kannte seine Wuth keine Grenzen, nur mit Mühe hielt er an sich, um wenigstens einen öffentlichen Scandal zu vermeiden, aber mit bebenden Lippen forderte er sie auf, ihm zu folgen und kaum hatten Beide ein abgelegenes Gemach erreicht, da überhäufte er sie mit den bittersten Vorwürfen und klagte sie in den heftigsten Ausdrücken des Verraths und der Untreue an.

Die Gräfin traf dieser Sturm viel zu unerwartet, sie vermochte nicht sogleich zu antworten, sondern nahm nur die Farbe vom Gesicht, als brauche sie einen frischen Athemzug, um dann erst den Angriff abzuwehren.

Je stiller sich seine Gattin verhielt, je größer wurde seine Aufregung: „Wer ist der Bube, der mir Dein Herz gestohlen? O, mir ist alles klar, Du kennst ihn schon längst und Du treibst in heimtückischer Schändlichkeit Dein nichtswürdiges Spiel mit mir.“

Wenn auch die Gräfin seiner leicht erregbaren Eifersucht Manches nachsah, das war doch zu viel und verwundete sie auf das Tiefste.

„Wie kannst Du es wagen, mich so schmachvoll zu beschuldigen!“ rief sie in höchster Aufregung, „o das ist zu schimpflich!“ und wie von einem furchtbaren Schläge getroffen, brach sie halb ohnmächtig zusammen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Grafen zur Vernunft zu bringen; jetzt wie er seine Gemahlin bleich und verstört da liegen sah, wie sie sich beinahe entsetzt von ihm abwandte, kam er zur Besinnung, daß er sie mit seinen heftigen Vorwürfen tödtlich beleidigt, noch eh' er ihre Entschuldigung angehört und nun in seiner leidenschaftlichen Weise in das andere Extrem überspringend, warf er sich vor ihr auf die Kniee, bedeckte ihre zierliche Hand mit seinen Küssen und rief in schmerzlicher Erregung: „Verzeihe mir, meine einzige, angebetete Katharina! Sieh, ich liebe

Dich ja mit wahnsinniger Gluth, ich kann es nicht ertragen, wenn ein anderer Mann von Dir nur die kleinste Gunst erhält. Mir ist jedes Wort, jedes Lächeln, das Du ihnen schenkst, ein Raub an meinem heiligsten Gut. Ich gönne Niemand dieses Glück.“

Die Gräfin konnte ihre slavische Abstammung nicht verleugnen; war ihr auch die an Blindheit grenzende Eifersucht ihres Gatten zuweilen unbequem, so fühlte sie doch in anderer Hinsicht eine große Befriedigung darüber; es schmeichelte ihrem Stolz, daß sie eine solch wilde verzehrende Gluth in dem Herzen eines Mannes angefacht, und mochte diese immerhin sich in rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit äußern, sie fühlte sich davon nur im ersten Augenblick empört, im nächsten war sie schon wieder mit dem Gatten ausgeöhnt, der es nun einmal verstand, ihr Herz fortwährend in stürmische Bewegung zu setzen. Gerade seine leicht erregbare Eifersucht mit ihren heftigen ungerechten Vorwürfen und späteren Selbstanklagen und Versöhnungsscenen war ihr eine Quelle des Genusses und verstärkte nur die Gefühle, die sie für ihren Gatten hegte. Ja, sie liebte ihn eben so heiß, glühend und hingebend, wie er sie, er hatte nicht den mindesten Grund an ihrer unerschütterlichen Treue zu zweifeln und doch untergrub auch dieser beständige Zweifel nicht ihre Liebe, wie dies vielleicht in dem Herzen einer deutschen Frau der Fall gewesen wäre.

Mochte sie anfangs über die schonungslosen Angriffe ihres Gatten noch so empört sein, ihn sogar finster und grollend zurückweisen, seinen Bitten, seinen süßen Schmeicheln konnte sie auf die Länge nicht widerstehen. Auch heut erfolgte wie immer eine rasche Versöhnung und als die Gräfin vollends ihre Unschuld behauptete und dem eifersüchtigen Gemahl versicherte, daß sie den Fremden nicht kenne und ihn geradezu ersucht habe, ihr nicht weiter lästig zu fallen, schloß er sie zärtlich an seine Brust.

Trotzdem war jetzt der jungen Frau das längere Verweilen auf dem Ball verleidet worden, sie klagte gegen ihren Gemahl über Ermüdung und sprach den Wunsch aus, das Gewühl so rasch wie möglich zu verlassen. Der Graf war darüber nicht wenig erfreut; nichts konnte ihm angenehmer sein, als daß sie selbst darauf drang, dem glänzenden Fest den Rücken zu kehren und mit größter Bereitwilligkeit entsprach er ihrer Bitte. „Wir wollen wenigstens uns vom Marquis verabschieden“, erklärte er seiner Gattin und Beide traten in den Saal zurück, um den Freund aufzusuchen. Obwohl die beiden Freunde gleichfarbige Dominos trugen und sich auf die Brust

waren withe Schleifen geheftet, um sich leichter zu erkennen, war es ihnen unmöglich, den Marquis zu entdecken und der Graf gab bald seinen Versuch auf: Der Marquis wird gewiß auf Abenteuer ausgezogen sein, wir können nicht auf ihn warten, er mag uns das morgen erzählen, und er suchte so rasch und so gut wie möglich durch das Maskengewühl den Ausgang zu gewinnen.

„Wie findest Du den Marquis?“ fuhr er im Weitergehen fort, um seine Gattin, die merklich still geworden war, in ein Gespräch zu verwickeln und da die Gräfin nur ausweichend die Achseln zuckte, setzte er lebhaft hinzu: „Er ist in der That ein angenehmer Gesellschafter, und ich glaube wirklich, daß ich mich auf seine Freundschaft verlassen kann.“

Jetzt endlich brach seine Gemahlin ihr Schweigen: „Traue ihm nicht“, entgegnete sie mit großer Entschiedenheit, „ich werde die Ahnung nicht los, daß mir von ihm noch irgend eine Gefahr drohe.“

Graf Gyula lachte hell auf. „Kann meine Katharina auch eine Schwarzeherin sein? Der Marquis sucht aus Eitelkeit sich schlechter zu geben als er wirklich ist; er spielt den blasirten boshaften Geist, der alles angreift, im Grunde ist er aber doch eine harmlose Natur.“

Die Gräfin mochte auf diese warme Vertheidigung nichts erwidern, um nicht ihren Gemahl von Neuem zu reizen, ja sie durfte ihm nicht einmal sagen, daß sie das Benehmen des Marquis für eine reine Comödie ansah. Sie täuschte sich nicht — denn in solchen Dingen haben die Frauen den schärfsten Blick — daß in der Brust des Franzosen die heftige Leidenschaft für sie noch immer nicht erloschen und daß er sie nur sorgfältig verberge, um das Haus des Grafen auch ferner besuchen zu können. Welche Absicht er dabei hatte, wußte sie freilich nicht und sie konnte sich der Vorstellung nicht erwehren, daß dieser verschlagene, schlaue Mensch mit unermüdblicher Ausdauer irgend einen heimtückischen Plan verfolge.

Das Beispiel des Grafen hatte Nachahmung gefunden. Die Hitze und das Gewühl war so furchtbar, daß auch noch andere Gäste sich beeilten, den Saal zu verlassen, aber als sie in der Vorhalle ankamen, war vor dem Opernhaus nicht ein einziger Wagen zu erblicken. Die Kutscher und Bedienten hatten nicht auf die so frühe Rückkehr ihrer Herrschaften gerechnet und die Gelegenheit benutzt, um ihrerseits den Carneval zu genießen. Auch der Kutscher des Grafen war nirgends zu sehen. Nicht einmal ein einziger Miethswagen hielt vor dem Plage.

Die meisten Gäste zogen es vor, wieder in den Saal zurückzuziehen, als hier in der kalten zugigen Vorhalle auf ihre faumseligen Kutscher zu warten. Nur eine kleine Gesellschaft von vier Personen harrte mit dem Grafen und seiner Gemahlin geduldig aus.

Gyula mochte um keinen Preis dem Feste noch länger beiwohnen und als noch immer kein Wagen erschien, litt ihn seine Ungebuld nicht länger hier ruhig und müßig zu stehen, bis endlich ein Gefährt sich einfanden würde, er bat seine Gemahlin, in der Vorhalle so lange zu warten, bis es ihm gelingen würde, einen Wagen irgendwo aufzutreiben. Da die kleine Gesellschaft, die ebenfalls entschlossen war,

auf dem Wagen zu warten, aus drei Damen und einem Herrn bestand, so wußte er seine Gattin geschickt.

Vergeblich suchte er auf dem großen Plage überall umher, die wenigen Wagen, die heranrasselten, waren schon alle besetzt. Er war schon längere Zeit selbst in den nächsten Seitenstraßen umhergeirrt und wollte eben unverrichteter Sache und höchst verdrießlich zu seiner Gemahlin zurückkehren, da bemerkte er endlich ein Gefährt, das langsam über den Platz trollte, er eilte vorwärts, um sich desselben zu bemächtigen, in demselben Augenblick trat aus dem Opernhaus eine Maske mit derselben Absicht und Beide kamen zu gleicher Zeit vor dem Wagen an. Zur nicht geringen Ueberraschung und Wuth des Grafen sah er sich plötzlich wieder dem Spanier gegenüber, der ihm durch seine letzte Zudringlichkeit schon den ganzen Abend verleidet hatte. Nun konnte er nicht länger an sich halten.

„Schon wieder hier?“ brauste er auf: „Der Wagen ist mein, den dürfen Sie nicht nehmen.“

„Sie sollen gleich sehen, was ich darf“, entgegnete der Fremde und griff nach dem Kutschenschlag, um ihn zu öffnen. Durch die hastige Bewegung entfiel ihm die Maske und Gyula, der seine Hand zurückstoßen wollte, stand eine Secunde in sprachloser Verwirrung, als er seinem Gegner in's Antlitz blickte, das von der nächsten Laterne hell beleuchtet wurde. „Rubowsky!“ rief er endlich in höchster Aufregung.

„Ja wohl, Rubowsky, Gyula, kein Anderer! Und was wünschen Sie noch von mir?“

„Nichts weiter, Herr Baron, als“ — und da er sah, daß bereits ihr Streit ein kleines Publikum herbeigezogen, das neugierig sie umstand und den weiteren Verlauf der Sache mit Spannung verfolgte, dämpfte er seine Stimme und flüsterte voll Wuth und Haß seinem Gegner ein paar Worte zu.

„Vortrefflich!“ erwiderte dieser mit allen Zeichen der Genugthuung. „Ich danke Ihnen, Sie kommen meinem Wunsche zuvor.“

„Also diesen Morgen um 8 Uhr.“

„Gut; aber nun lassen Sie uns nicht länger die arme Dame warten, und vor Kälte vergehen. Wer soll den Wagen haben?“

„Der Herr Graf Gyula“, rief plötzlich zu ihrem Erstaunen vom Boock der Kutscher, der sich bisher ganz ruhig verhalten hatte und dem Jank der Weiden mit sichtlichem Behagen zugeschaut. „Der Herr Graf war zuerst am Wagen und wenn dies auch nicht der Fall gewesen, ich würde ihm den Vorzug geben. Uebrigens kommt dort ein Anderer. Hollah, Charles, fahr hier, da brauchen die Herren sich nicht weiter zu strecken.“

„Ach Du bist es, August“, sagte der Graf, der überrascht nach dem Kutscherboock geblickt und nicht begreifen konnte, daß ihn der Mensch kennen sollte: „um so besser, fahre an der Rampe vor, meine Frau wird mich mit Schmerzen erwarten.“

Der Kutscher nickte mit dem Kopfe und folgte seinem Geheiß.

Während dem war der Spanier schon in den Corridor des Opernhauses zurückgeekilt und um nicht

wieder mit dem verhassten Menschen zusammenzutreffen, wartete der Graf noch einige Augenblicke auf der Treppe; jetzt erschien Lubowsky mit einigen Damen und einem alten Herrn, führte sie an den bereits dastehenden Wagen, doch trotz der Bitten seiner Begleiter mochte er nicht mit Platz nehmen. „Der Wagen ist eng und ich mag Sie nicht belästigen“, sagte er mit lauter Stimme, die jetzt in der Stille der Nacht weit über den Platz hinwegschallte. „Mir ist sehr heiß, ein Spaziergang in der kühlen Luft wird mir wohl thun, und wenn ich die Rue de la Paix durchschneide, bin ich in einer Viertelstunde zu Hause“, und seinen Bekannten ein herzliches Lebewohl nachrufend, blieb er noch eine Weile stehen, als wolle er warten, bis sie abgefahren seien, verstohlen ruhten aber seine Augen auf dem andern Wagen, in den soeben Ghula mit seiner Frau einstiegen und als auch diese Kutsche über den Platz hinwegrasselte, hüllte er sich fester in seinen Mantel und schlenderte langsam seines Weges.

Während der Graf seine Gemahlin abgeholt, war plötzlich vor dem Kutscher ein Domino aufgetaucht, hatte mit dem Mann auf dem Bocke einige Worte geflüstert und war dann ebenso rasch verschwunden. Unter dem Häuflein Neugieriger, das sich rasch auf dem Plage versammelt, befanden sich noch zwei Masken, die aber schwerlich den Ball der großen Oper besucht, sie waren als italienische Räuber gekleidet und sahen so schäbig und schmutzig aus, als wenn sie direct aus den Abruzzen gekommen. Auch mit ihnen hatte der Domino ein paar Worte geflüstert und nachdem sich der Spanier entfernt, verschwanden sie ebenfalls wie finstere Schatten.

Graf Ghula hatte all' diese Vorgänge nicht beachtet, er war glücklich, daß er endlich für seine Gemahlin einen Wagen gefunden und erzählte ihr sogleich, daß ihn der Zufall mit seinem früheren Kutscher zusammengeführt. „Trotzdem ich ihn entlassen mußte, scheint der Bursche noch eine gewisse Anhänglichkeit an mich zu haben“, setzte er hinzu. Der junge Mensch war ihm vom Marquis empfohlen worden und der Graf war auch anfangs mit ihm sehr zufrieden gewesen, leider hatte August mit den älteren Dienern seines neuen Herrn beständig Händel gesucht, daß diesem nichts weiter übrig blieb, als ihn rasch zu entlassen.

Der Gräfin fiel bei der Erzählung ihres Gatten, durch eine natürliche Gedankenverbindung der Marquis ein; ihr war es als sei er an ihr vorübergestreift, während sie wartend im Corridor des Opernhauses stand; da er aber sie nicht anredete, nicht einmal grüßte, glaubte sie sich geirrt zu haben. Sie wollte eben an ihren Gatten die Frage richten, ob er nicht ebenfalls den Marquis bemerkt habe, da fuhr dieser schon lebhaft fort: „Es ist heut in der That ein ereignißvoller Abend; weißt Du wer der Spanier war?“

Trotz der Dunkelheit gewährte er, daß sie ihre Augen mit unbefangener Neugier auf ihn richtete: „Ich habe wahrhaftig keine Ahnung“, und sie legte zur Betheuerung die Hand auf die Brust, denn sie kannte schon den leicht erregbaren Argwohn ihres Gatten, den sie um jeden Preis beschwichtigen wollte.

Sie fühlte sich nicht stark genug, um noch einmal eine leidenschaftliche Scene durchzumachen.

„Nein, meine theure Katharina, das konntest Du auch nicht“, sagte Ghula zärtlich und drückte ihr die Hand; denn ich selbst war wie vom Donner gerührt, als ich plötzlich seine Maske fallen sah und ihn erkannte; es war Lubowsky!“

„Lubowsky!“ rief die Gräfin und Entsetzen, Angst, Ueberraschung prägten sich auf ihrem beweglichen Antlitz aus.

„Ja der Schurke ist noch einmal von den Todten auferstanden“, entgegnete Ghula mit finstern Groll, „aber zum zweiten Mal soll er mir nicht entgehen.“

„Stefan! Du willst doch nicht von Neuem Dein Leben auf das Spiel setzen! Nein, nein, das darfst Du nicht, wo Du mir gehörst, mir allein“, und mit der leidenschaftlichen Zärtlichkeit ihres slavischen Blutes lehnte sie bittend den Kopf an seine Brust.

Der Graf mochte ihr nicht die volle Wahrheit bekennen und wandte die Augen hinweg, als fürchte er, daß er sonst ihrem bittenden Blick nicht widerstehen könne. Er sah zum Fenster hinaus und war es die Absicht, seine Gemahlin auf andere Gedanken zu bringen oder kam ihm die Gegend wirklich unbekannt vor? — er rief plötzlich dem Kutscher vorwurfsvoll zu: „August, wo fährst Du uns denn hin? Und wie langsam es geht! wir kommen ja nicht von der Stelle“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Frau Lucca hat, wie die Generalintendantz bekannt macht, die Conventionalstrafe von 8000 Thlrn. bezahlt. Sie kann also von jetzt ab auf den Bühnen, die zum Cartellverein gehören, wieder auftreten. Doch verlautet einstweilen noch nichts, weder über ein Wiederengagement in Berlin, noch über anderweitige Verträge, die Frau Lucca etwa für die Zeit nach ihrer Rückkehr aus Amerika abgeschlossen hat.

In Berlin stand eine Köchin hinter dem Heerd und weinte. Hatte sie die Suppe versalzen oder war sonst ein Unglück geschehen? Ihr Schatz war ihr untreu geworden. Da kam ein unvermutheter Tröster, obgleich der Brief, den der Postbote brachte, schwarz gesiegelt war. In New-York war ihr einziger Bruder gestorben und hatte ihr eine Million Dollars hinterlassen. Am andern Morgen stellte sich aber auch der ungetreue Schatz wieder ein und gelobte ewige Treue.

Aus Straßburg wird von einem scheußlichen Familiendrama geschrieben. Infolge häuslicher, vielleicht schon von lange her datirter Zwistigkeiten hat sich Mittwoch Nachmittag die Frau eines Eisenbahnbeamten mit ihren vier Kindern aus dem Hause entfernt und auf dem Tisch ein Stück Papier mit der Erklärung hinterlassen, daß sie und die Kinder nicht mehr lebend zurückkehren würden; sie sei fest entschlossen, sich mit den Kindern in's Wasser zu stürzen. Der Mann suchte sie Tag und Nacht vergebens bei allen Bekannten; endlich erfuhr er durch einen Brief, daß seine Familie zwei

Nächte in einem Gasthose zugebracht hatte, von wo er sie Freitag Vormittag wieder in die Wohnung zurückbrachte. Leider sollte die bis jetzt ziemlich harmlose Geschichte mit einem gräßlichen Morde enden. Die Frau hat nämlich mit den Kindern Gift genommen. Das älteste Kind, ein Mädchen von 16 Jahren, und ein Knabe von 6 Jahren sind bereits erlegen. Das dritte Kind, ein Knabe von 9 Jahren, liegt gegenwärtig im Tobekampf und die Mutter ist in der Nacht vom 21. zum 22. d. verschwunden. Ob das jüngste Kind, ein zweijähriges Mädchen, welches noch munter herumläuft, ebenfalls Gift bekommen hat, ist noch nicht ermittelt.

(60,000 strikende Arbeiter.) Der Strike in Südwaes in England ist einer der großartigsten, welche die Geschichte von Capital und Arbeit kennt. Der Gedanke allein, daß 60,000 Männer, die auf Arbeit angewiesen sind, feiern, daß sie mit ihren Familien einem Elende sich aussetzen, welches der Eintritt von Frost jeden Augenblick noch furchtbarer machen kann, ist an und für sich schon schrecklich genug. Nun kommt noch hinzu, daß der bei weitem größte Theil der Bevölkerung in Südwaes wieder auf die Arbeiter angewiesen ist, daß so viel Fleiß und Kraft und Capital brachliegen zu einer Zeit, wo Eisen und Kohlen überall fast Lebensbedürfnisse geworden sind. Und doch mehren sich die Zeichen, daß der Strike ein längerer zu werden droht. Die Besitzer fangen an, die Feuer in den Hochofen auszulöschen, was sie, da das Auslöschen und Wiederanzünden jedesmal mit 1000 Pfd. St. Kosten verknüpft ist, nicht thun würden, wenn eine Wiederaufnahme der Arbeit bald bevorstände. Arbeitgeber wie Arbeiter sind allem Anscheine nach entschlossen, auszuharren, bis die Gegenpartei nachgiebt. Und doch herrscht in den Arbeiterkreisen bereits furchtbare Noth. Die Arbeitgeber wollen nach wie vor von einem Schiedsgerichte nichts wissen. Sie sind der Meinung, daß ein Schiedspruch nur die Arbeitgeber, nicht aber die Arbeiter binden werde, und wollen es daher gar nicht erst versuchen. Vorthheil aus dem gegenwärtigen Unglücke ziehen nur die Pfandleiher.

(Vom Lande. Bitte um ärztlichen Rath.) Auf dem Lande giebt's nur wenige Aerzte, und in den Städten deren noch weniger, die sich mit der Praxis auf dem Lande beschäftigen, eine Calamität, die schmerzlich gefühlt wird, der Opfer nicht zu gedenken, welche die Landbevölkerung bringen muß, um sich eines Arztes zu bedienen. Aber das ist einmal so, und wir müssen uns wie in so viele andere Dinge darein finden. Wenn aber Gefahr im Verzug ist, wie in chirurgischen, geburts-hilfflichen und in anderen schnell verlaufenden Krankheitsfällen, dann wird unsere Lage doch oft recht trostlos; denn bis der vielleicht 3 Stunden entfernt wohnende Arzt kommt, und aus der ebenso weit entfernten Apotheke Arzneien beschafft werden, vergeht oft die beste Zeit zur Hilfe, namentlich wenn der Arzt in der entgegengesetzten Richtung oder unablömmlich beschäftigt ist, oder wenn er wegen Nacht und Witterungs-

grauen oder Unwohlsein nicht reisen will oder kann. — In solchen Fällen ist's natürlich, daß das Feuer in der Asche gesucht wird. Man geht zum Nachbar, von dem man weiß, daß er der Medicin einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, und er ist gern mit seinem Rathe bereit — aber mit welcher Verantwortung? Er zieht z. B. beim Croup (Hautbräune) ein Brechmittel von Brechweinstein, der inzwischen herbeigerufene Arzt sagt aber, Kupfervitriol oder Brechweinstein mit Brechwurzel hätte es sein müssen. Er verordnet warme Umschläge um den Hals, der Arzt schleudert das Umschlagetuch weg wie eine giftige Schlange und läßt kalte Umschläge machen. — Sind kalte Umschläge gemacht, so sagt der Arzt wohl, Blutegel hätten angewendet werden müssen, oder versüßtes Quecksilber mit Goldschwefel innerlich, wie es ältere Aerzte jetzt noch lieben. Stirbt dann das Kind trotz Hausfreund und Doctor — mit welchen Gefühlen stehen dann die Angehörigen an dem Todtenbett, indem sie sich immer und immer wiederholen, wenn gleich kaltes Wasser oder Blutegel gebraucht worden wären, lebte wohl unser Kind noch! — Und der hilfsbeffessene Hausfreund trägt die Verantwortung. Dem gegenüber wäre es von außerordentlichem Werth, wenn menschenfreundliche Autoritäten der Medicin die Landbevölkerung, mit Angabe der Krankheitserscheinungen, mit denjenigen Mitteln bekannt machen wollten, die in Eilfällen anzuwenden sind, und diejenigen ungeeigneten Mittel, die öffentlich anempfohlen werden, zurückwiesen — worum wir hiermit bitten wollen. Das allein würde den Rath des Laien bei dringenden Krankheitsfällen ohne schwere Verantwortung ermöglichen, und die Herren Doctors können dann wenigstens unserem Krankenpflegeunglück nicht auch die Verzweiflung durch ihr nicht seltenes „wenn ich früher dagewesen wäre“ zufügen. — Im Namen vieler Landbewohner.

Wie wir erfahren, erscheint seit dem 1. Januar in dem rührigen Verlag von A. S. Panne in Leipzig ein großartig angelegtes Werk, das dazu bestimmt ist, 100,000 Herzen zu erfreuen. Ohne daß es irgend welche Vorkenntnisse voraussetzt, soll es in der, in andern Fächern schon bewährten Form des brieflichen Unterrichts Erwachsenen die Kunst des Clavier-spiels lehren. Es soll darin in so deutlicher Sprache zu dem Lernbegierigen geredet werden, daß ein Mißverstehen unmöglich und ein rascher Fortschritt die unmittelbare Folge ist.

Das Werk ist also speciell dem Selbststudium Erwachsener gewidmet und soll einen Lehrer vollständig entbehren machen. — Wenn man bedenkt, daß man ein geschriebenes Wort zu wiederholten Malen überlesen kann, und zwar so lange, bis des Pudels Kern erfaßt ist, während ein gesprochenes Wort gar schnell verfliehet, so ist wohl anzunehmen, daß das Werk seinen Zweck erreichen wird, zumal da es von einer Verlagsfirma ausgeht, welche das Gebiet der populären Literatur mit so vielem Erfolg betreten hat. Für Eltern und Erzieher kann das Werk als Controlbuch dienen, als Prüfstein, wie es um den genossenen Unterricht des Kindes steht.

Der Kaufpreis pro Heft wird 10 Sgr. sein und soll immer am 1. und 15. eines Monats ein ferneres Heft erscheinen. — Alle Buchhandlungen werden den Bezug des Werkes gern vermitteln.